Der Tempel des Himmels

Autor(en): **Burkhardt, Martha**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-576160

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

heller leuchten zu lassen. Was für ein anregender Genuß etwa, die Legenden Kosegartens oder die Geschehnisse, die Martin Salander zugrunde liegen, in ihrer ursprünglichen Gestalt zu erfahren, um dann nachher der wundervollen Verwandlung in Kellersche Kunst beizuwohnen! Ermatinger gibt hier, stets aus dem Vollen schöpfend, dem Leser soviel Material an die Hand, als dieser braucht, um den Schaffensprozeß verstehen und nacherleben zu können.

Das letzte Ziel dieser aufschlußreichen Behandlung aber bleibt die Erhellung des geistigen Gehaltes von Kellers Dichtung, der ethischen Tendenz, wenn man so sagen will, und deren Ableitung aus der allgemeinen Weltanschauung des Dichters, die Ermatinger mit besonderer Sorgfalt und Klarheit in ihrem Auswachsen darstellt. Wenn etwa der Gegensatz von Sein und Schein als die bewegende Idee des zweiten Teils der Leute von Seldwyla nachgewiesen oder der Grundgedanke des Sinngedichts in den einzelnen Novellen des Zyklus aufgesucht wird, so führt eine derartige, von des Dichters innerster Stellung zu den Außendingen, zu Gott und Welt ausgehende Betrachtungsweise nicht bloß zum Tiefsten und Bleibendsten einer Dichtung: sie ist zugleich auch ein reiner Spiegel der Persönlichkeit des nachschaffenden Biographen.

Franz Beyel, Zürich.

Beim Bildhauer.

Nachdruck verboten.

Mit drei Reproduktionen.

Rührend brav steht das Bübchen da! Schlank und in leuchtender Nacktheit lebt es gegen die straffe grüne Wand und äugt hin und wieder schelmisch nach seinem Ebenbild, das es Moritz benannt hat: sein Ebenbild aus weicher Pariser Tonerde, an dem nur noch der schaffende Künstler selbst Glättbarkeiten und Verbesserbarkeiten zu entdecken vermag. Die eine Hand am Rücken angelegt, in der andern — den Apfelball markierend — eine leere Orangenschale, deren saftigen Inhalt die Mama anmutig bereithält, ihn in kleinen Portiönchen, zwischen Zeit gewinnenden Pausen, dem Kinde zuzuführen. Und dabei spreizt sich lustig das eine Fingerchen.

Wird das Lehmgebilde fertig sein, dann wird die Form in Gips gegossen. Und dann beginnt die Arbeit am schönen, warmtonigen alten Mahagoniblock, bis er alles hergegeben hat, was es braucht, daß man so ein liebes Bübchen lebendig und lachend voll Kindlichkeit und Wirklichkeit ins Zimmer stellen kann. Und so wird es stehen und lachen, wenn der Vater heimkehrt aus dem zornigen Krieg. Und so wird es stehen und wirklich sein, wenn der kleine Junge längst andere Wirklichkeiten erreicht und erwachsen hat, und wird einem Raume die dauernde Gemütsweihe aus dem Wundertonreich kindlicher Formen und kindlichen Blickens schenken.

Herman Würth, aus Basel, seit 1913 in Zürich niedergelassen, ist von seiner Heimatstadt zu uns gekommen auf weitem Weg, der ihn nach Paris und bis Neuyork geführt hat. Dort war er Schüler von Gutzon Borglum. Und in Paris und in Neuyork und in Zürich hat seine Kunst Freude gemacht. Der Sandstein und der Marmor, vor allem aber das eigenwillige Holz wird von Würths Können gestaltend belebt. Der Geiger Kreisler zählt zu seinen Modellen. Zürich dankt ihm den Puttenschmuck am neuen Stadthaus und das Bildwerk am neuen Brunnen, der im Kreuzgang der Fraumünsterkirche steht.

Den Lesern der „Schweiz“ werden einige Bilder aus Würths Schaffen eine liebe Gabe sein, die für sich selbst sprechen mag.

Felix Beran, Zürich.

Der Tempel des Himmels.

Nachdruck verboten.

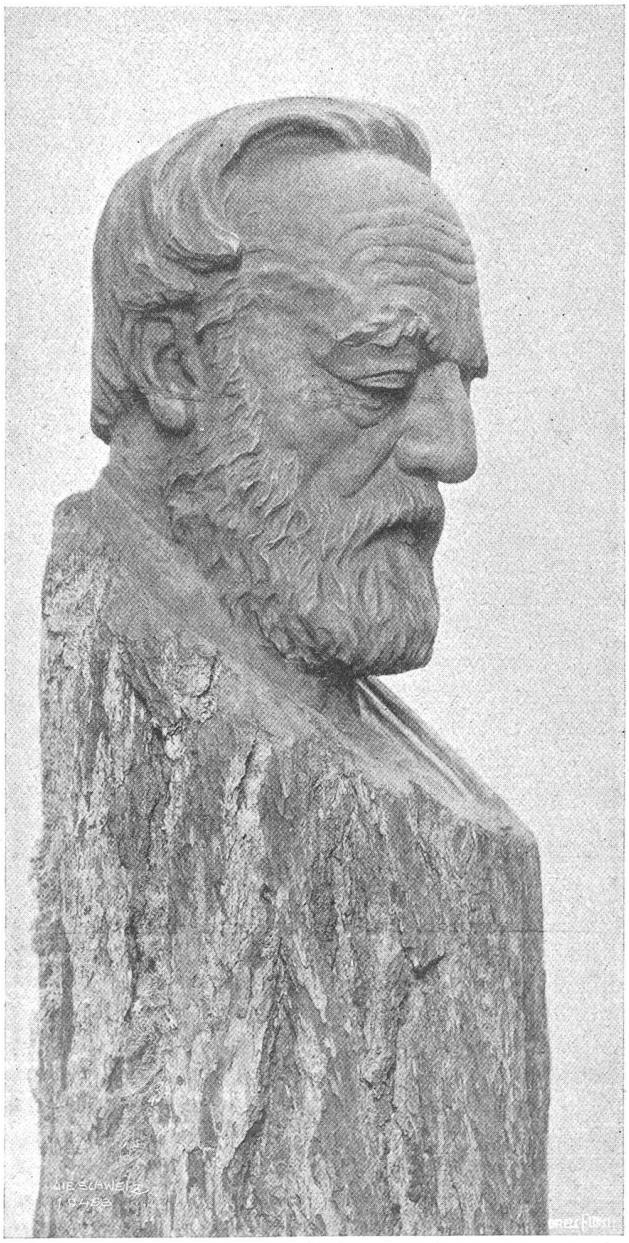
Mit einer Kunstbeilage und zwei Textabbildungen nach Originalskizzen der Verfasserin.

Als zu Anfang dieses Jahres in den Zeitungen die Pekinger Nachricht, Juanschikai, der Präsident der Republik China, habe im Tempel des Himmels geopfert, zu lesen stand, ward sie kaum beachtet. Meist wurde die asiatische Tatsache nur mit

einem Satz erwähnt, und der verschwand zwischen den aufregenden Kriegsberichten unserer Nachbarstaaten. Doch der politische Mitarbeiter dieser Zeitschrift hat das Ereignis (in der Februarnummer der „Schweiz") einer Erklärung gewürdigt und darauf hingewiesen, was für einen hochwichtigen Umschwung dieses, das Gottesgnadentum verleihende Opfer für die jüngste Republik und wohl auch für weitere Kreise bedeute.

Das Himmelsopfer. Jahrtausende liegt sein Ursprung zurück. Es stammt aus einer Zeit, da es noch keinen Taoismus, keinen Konfuzianismus, keinen Buddhismus gab, aus einer Zeit, da in China noch eine Allgottheit verehrt wurde, der eine, unkörperliche Allmächtige, „dessen Wirkungsweise ohne Laut und Geruch". „Schangti", höchster Herrscher, wurde er genannt oder „T'ien", Himmel. Letztere Bezeichnung war besonders im Sinne von Konfuzius, dem Religionsüberlieferer. Seine Nachfolger gingen weiter und bezeichneten „T'ien" als „Urprinzip". Immer aber blieb das Wort T'ien der Ausdruck des Allerhöchsten, und als der Theismus längst einem Deismus hatte Platz machen müssen, die T'ienverehrung blieb ununterbrochen bestehen. So erhaben wie der Kaiser über sein Volk, so erhaben ward der T'ien über die Götter und Geister des chinesischen Olymps. Und es kam die Zeit, da Gebete und Opferdarbietungen gewöhnlicher Menschenkinder den Erhabensten, den Unabbildbaren, gar nicht mehr erreichen konnten. Im Schuking heißt es, daß der Kaiser von China der Sachwalter des Himmels und der Vertreter des niedern Volkes sei und kraft solchen Amtes den Namen T'ientse, Himmelssohn, haben soll. Er ist also der Vermittler zwischen dem himmlischen Herrscher und dem chinesischen Volke. Doch kein Drachenthroninhaber wurde als solcher anerkannt, ehe er nicht das große Himmelsopfer dargebracht. In alten Zeiten hatte diese Darbietung auf dem Taischan zu geschehen, auf dem „Nabel des Erdkreises" *), auf dem höchsten Berge im Herzen Chinas, auf demselben Gipfel, auf dem (wie vor viertausend Jahren ein chinesischer Geschichtschreiber erzählt) der große Kaiser Yü, der Gründer der Hiadynastie, dem Himmel Weihrauch geopfert. Doch dieser heiligste aller heiligen Berge

*) Die Chinesen denken sich die Erde als kreisrunde Scheibe.



Herman Würth, (Basel) Zürich. Gottfried Keller. Herme aus Arvenholz.

Herman Würth, (Basel) Zürich. Mutter mit Kind, aus Lärchenholz; Putto, aus Mahagoni.

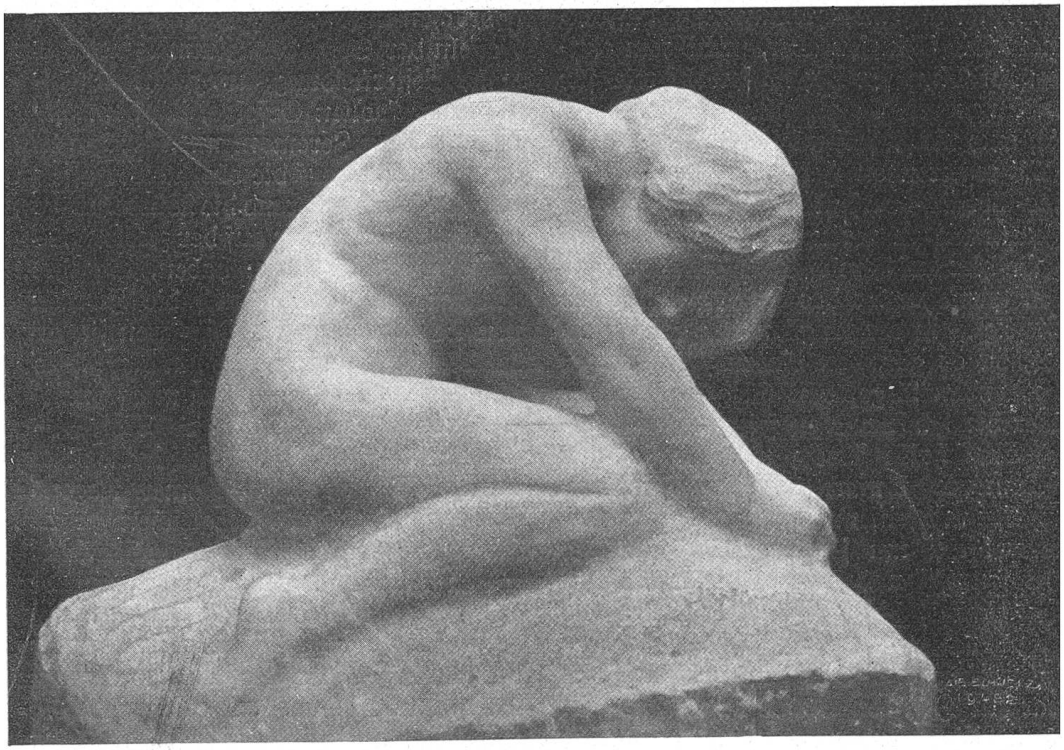
war früher nur unter größten Strapazen zu erreichen, und so fand denn ein Chinakaiser des fünfzehnten Jahrhunderts, daß der Mittelpunkt der Erde eigentlich in „Djng du", der Haupt- und Residenzstadt (von uns Peking genannt), sich befinde, und da wurde im Jahre 1421 die herrliche Anlage des T'ientan, des Himmelsaltares, gebaut, und da haben fortan die chinesischen Kaiser ihrem Vater, dem Himmel, geopfert, und der Altar galt als das größte Heiligtum der Erde.

Zur Zeit meines Aufenthaltes in Peking, im zweiten Jahre der Republik, als kein Kaiser, kein Himmelsvermittler mehr da war, hatte der Tempel an Wichtigkeit sowie an Heiligkeit eingebüßt. Sogar wir Fremden konnten (durch Vermittlung einer Gesandtschaft) Eintrittserlaubnis in die einst abgeschlossenste aller Kulturstätten bekommen. Halbe Tage lang durchstreiften wir das mit souveräner Großzügigkeit angelegte Tempelgebiet, dessen Außenmauern bequem eine Stadt von 50,000 Einwohnern fassen könnten und dessen einzelne Bezirke alle wieder von Mauern umgeben sind. Des öftern hatten wir vorher schon von Pekings Mandschustadtmauer oder vom hohen Glockenturm aus nach der bedeutungsvollen Stätte gespäht. Wie ein großer weiter Waldpark erscheint sie aus der Ferne. Nichts ist zu sehen von dem gigantischen Altarbau, nichts von den ihn umgebenden vielen Gebäulichkeiten. Nur der seltsam geformte Herrschertempel ragt über die grünen Massen hinaus mit seinen drei runden Dächern, die sich schirmartig übereinander ausbreiten. Von blauem Porzellan sind diese Dächer. Das Blau ist so intensiv, daß man glauben könnte, die Bläue des Aethers sei nur eine Ausstrahlung dieses seltsamen Gebildes. Es ist dies der Turmbau, der die Ahnentafeln der verstorbenen Kaiser der jeweilen regierenden Dynastie barg.

Wie wir, von des Himmelstempelgebietes Toreingang kommend, nach längerem Wandern durch lieblich blühende Wiesen und durch ehrwürdige Baumalleen, unter das äußerste der hausähnlichen Tore des Herrschertempels treten, wird uns Halt geboten. Einer von den in den Verandas sitzenden, zigarettenrauchend ihres Amtes waltenden Wächtern kommt auf uns zu, um mit hochfahrender Gebärde den Eintritt zum Tempelgebäude zu verwehren. Nur das erste und das zweite der drei dreitürigen Vorhoftore dürfen wir durchschreiten, um von da aus das Heiligtum zu betrachten. Drei prunkvolle marmorne Terrassen bilden den Unterbau. Märchenhaft schöne, vom Alter gebräunte Holzsäulen und Balken tragen die Porzellandächer und verbinden die die Wände bildenden, mit weißem Papier bespannten Holzgitter. Kunstvoll und eng sind die in feinem Rhythmus kreuz und quer und diagonal laufenden Stäbe und Stäbchen ineinander gefügt, unten große, oben kleine Felder bildend, sich stets wiederholend bis unter das

oberste Runddach, wo ein riesiger goldener Drache ihren Abschluß bildet. Zwei fünffarbige Fahnen, die Abzeichen der chinesischen Republik, kreuzen sich über der sperrangelweit offenen Türe des Tempels. Das spärliche Licht, das durch das Papier des Gittergefüges durchzudringen vermag, genügte früher wohl der stummen Gesellschaft der verstorbenen Majestäten; aber jetzt, im demokratischen Zeitalter, sind die hohen Herrschaften ausquartiert worden, und während nun die Stelen der letzten Himmelssöhne, die der Mandschuregenten, neben denen der frühern Dynastien auf den verstaubten Etageren des Tempels der Kaiser und Könige in der Tartarenstadt thronen, ist der stille Herrschersaal zum demokratischen Parlamentsgebäude und zum Schauplatz heftiger Dispute geworden. Den unbezopften, aufgeweckten jungen Leitern der blumigen Republik behagte das mystische Halbdunkel des Rundsaales nicht. Daher die weit offenen Türen, die eine Flut von Tageslicht hereinströmen lassen, uns aber das Nähertreten nicht gestatten.

Uns rückwärts wendend, wieder durch die Torgebäude und nachher noch durch viele andere Tore und Torbogen wandernd, über marmorgepflasterte Wiesenwege, an verschiedenen Opferzeremoniegegenstände aufbewahrenden Tempeln vorbei, gelangen wir schließlich zum Mittelpunkte des Himmelstempels, zum Himmelsaltar. Zwei niedere, in weiten, kaum übersichtbaren Kreisen sich ausdehnende Mauern umgürten den unter freiem Himmel sich ausdehnenden Altar. Hehr und feierlich liegt er da, in friedvoller Abgeschlossenheit, ferne dem Alltag — in nicht alltäglicher Schönheit. Aus blendend weißem Marmor ist der imposante kreisrunde Dreiterrassenbau mit seinen Treppen, Balustraden und Pfeilern. Weiß sind auch die Marmorplatten des ihn umgebenden Geländes, weiß die zwölf zu ihm führenden Marmorstraßen, weiß die vierundzwanzig über den Straßen sich wölbenden Marmortore; aber rot, rot wie Blut sind die Mauerzüge, die ihn einrahmen, und blau vom Blau der Saphire deren Porzellanbedachung. Dunkelgrüne Baumgruppen, bunte Wiesen und violette Bergketten bilden den Hintergrund. Aber nachdem wir einer der Marmorstraßen gefolgt und dann eine der genau nach Süden, Osten, Norden und Westen liegenden Treppen erstiegen und über die oberste der



Herman Würth, (Basel) Zürich. **Der Schmerz,** Marmor.

Altarterrassen gewandelt, entschwindet die frohfarbige irdische Herrlichkeit fast gänzlich unsern Augen.

Wir sind auf dem Mittelpunkte der Erde angelangt.

Wir sind auf der Stelle, da der „höchste irdische Herrscher" vor dem „himmlischen Höchsten Herrscher" Kotau zu machen pflegt, wo der Kaiser auf den Knieen liegend außer dem keuschweißen Altarboden und dessen Balustraden nur noch die azurne unendliche Aetherglocke über sich sieht. Ein seltsames Gefühl beschleicht einen hier auf dieser hochheiligen Stätte. Fast will es mir als Profanation erscheinen, daß wir Fremde hier oben auf dem Altar der Altäre stehen, der früher nur bei den erhabensten Festlichkeiten und nur von den auserwähltesten Söhnen des Reiches der Mitte betreten werden durfte.

Eine wunderbare Einsamkeit, eine himmlische Ruhe umgibt uns. Mir ist, als ob die altehrwürdige Kultusstätte einen zum Beten gebietenden Zauber ausstrahle. Ist es nicht auch unser Himmel, der über den Altar und uns sich wölbt und für Momente uns der Wirklichkeit entrückt?

Doch nur für Momente. Das grelle Tageslicht, jeglicher Mystik abhold, läßt keine lange Andachtsstimmung aufkommen. Die Chinesen aber, mit ihrem eminenten Sinn für Mystik sowohl wie für wirkungsvolle Schaustellungen, hätten es sich auch nie einfallen lassen, in der klaren, alles regierenden Helligkeit ein „Sich-in-das-Göttliche-versenken" oder eine religiöse Zeremonie zu verlangen. Die frommen Feste hier auf dem offenen Altar, die finden ausnahmslos des Nachts statt. Das wichtigste in der längsten Nacht des Jahres, da es gilt, den Anbruch der länger werdenden Tage, den Sieg des Lichtes über die Finsternis zu feiern.

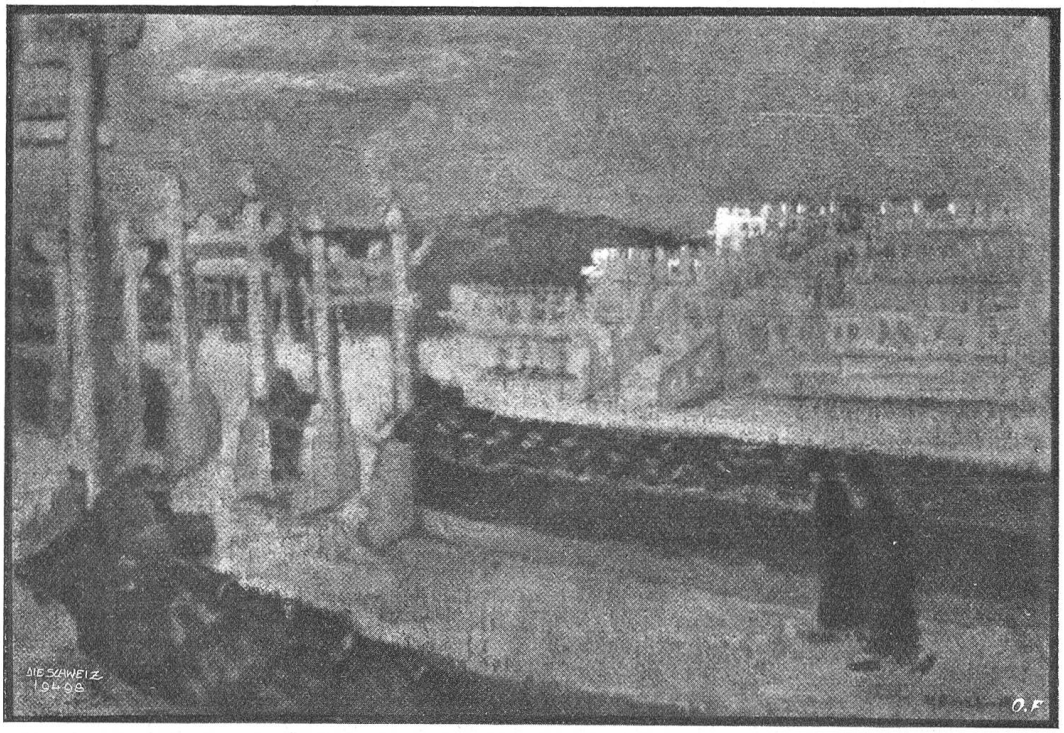
Eine halbe Woche vor der heiligen Zeremonie kommt der Drachenthroninhaber mit seinem Gefolge im Himmelstempel an, um sich in die „Halle der Reinigung" zu begeben. Die im Süden des Parkes, hinter hohen Mauern und tiefen Wassergräben liegende, im gewöhnlichen chinesischen Tempelstil gebaute Halle war zur Zeit unseres Besuches fast leer. Dem Ritus gemäß darf auch der Kaiser, wenn er darin wohnt, sich keinen großen Luxus erlauben. Im Büßergewande fastend und in sich gehend, hat er sich hier vorzubereiten auf seine Zwiesprache mit Gott Himmel, dem er Rechenschaft abzulegen hat über alle die Geschehnisse im Reiche.

Unterdessen ist geschäftiges Treiben auf dem Altar. Blauseidene Zelte werden aufgeschlagen auf dessen obersten Terrasse. Neun an der Zahl. Das Ehrenzelt — nach Süden schauend — für die große Stele des Himmels, zu beiden Seiten vier einfachere Zelte für die Stelen, die die Namen der letzten acht, einst irdischen Ahnen des Kaisers tragen. Vom Herrschertempel sind sie in pompösen Sänften hiehergebracht worden. Auf der zweiten Terrasse kommen die Tafeln der andern Götter zu stehen, diejenigen der Sonne, des Mondes, des Großen Bären, der Planeten, der Herrscher der kleinen Sterne, der Wolken, des Windes, des Donners und des Regens. Allen diesen Gottheiten werden in blauen Opfergefäßen auserlesene Speisen und Getränke vorgesetzt, gekochte Fische, Fleische, Gemüse, Früchte und Weine, vom Besten das Beste dem „Höchsten Herrscher", dem Himmel.

Wenn die große Festesnacht dann angebrochen und im mystischen Scheine der Fackeln der Sohn des Himmels in blauer Hohepriesterkleidung, umgeben von seinem prunkvollen Gefolge, sich dem Altar nähert, gehen Zeremonienmeister ihm entgegen, um ihn auf die oberste Terrasse zu geleiten. Und während die Würdenträger, die als Opferpriester auf der zweiten Terrasse zu funktionieren haben, auf ihren Plätzen sich postieren und die Hunderte von Mandarinen und Offizieren sich auf die Marmorquadern rund um den Riesenaltar stellen, setzt Musik ein mit frommen Gesängen, deren Töne und Worte den Geist des Himmels bitten, sich in die blaue, mit Goldlettern seinen Namen tragende Stele zu begeben. Desgleichen zu tun werden, dem Range nach, auch alle die andern Götter gebeten. Dann kommt der große Augenblick, da der Kaiser von China geruht, vor dem „Höchsten Herrscher" Kotau zu machen. Er, der sich selbst als Gott fühlt, sinkt auf seine Knie nieder und berührt demütig mit seiner stolzen Stirne

Martha Burkhardt, Rapperswil.

Der Himmelsaltar in Peking.
Oelstudie.



Martha Burkhardt, Rapperswil. **Abend im Himmelstempel.** Oelstudie.

mehrmals den Boden. Und dann verbrennt er knieend die wohlriechenden Harze, in der Lapislazulischale vor der Himmelsstele, und während der Weihrauch aufsteigt, verliest ein Würdenträger mit lauter Stimme ein dem Ritus entsprechendes Gebet.

Zeremonienmeister geben dann weitere Anordnungen über den Verlauf der heiligen Handlungen. Wie vor der Himmelstafel, so macht der Kaiser seine demutsvolle Reverenz auch vor den Tafeln seiner Vorväter, und gleichzeitig ehren die Prinzen und Minister die Gottheiten auf der zweiten Terrasse mit Kotau und Weihrauch. In die duftenden Wolken des geweihten Harzes mischt sich der Rauch, der aus den Opferurnen aufsteigt, aus den riesigen schmiedeisernen Gefäßen, die den Altar umgeben. Kostbare schneeweiße Seide wird in ihnen verbrannt — zwölf Rollen zu Ehren des Himmels und je eine zu Ehren der untergeordneten Götter. Uralter Sitte gemäß gehört auch ein Stier zum Himmelsopfer. Einer der heiligen weißen Stiere, die vom geweihten Grase des Himmelsparkes genährt und in einem der Himmelstempel verpflegt worden, wird auf dem Porzellanbau gegenüber dem Altar angesichts der Himmelsstele geröstet.

Immer dichter wird der zum Himmel aufsteigende Opferrauch. Die Altarstätte ist kaum mehr zu erkennen. Verschwunden ist ihre pedantische Architektur, deren Verzierungen, in symbolische Formen und heilige Zahlen gezwängt, einer gewissen Starrheit erlegen. Verschwunden ist das Blutrot der Mauern, verschwunden das Leuchtblau der Ziegel. Die Farben der grandiosen Opferfeuer dominieren, und deren Rauchwolken hüllen den Terrassenbau in ihre lichten und dunkeln Gebilde. Wie Schemen bewegen sich die Hohen des Reiches zwischen den Göttertafeln und den immer phantastischer werdenden Rauchgebilden, die sich drohend und verheißungsvoll zugleich von dem dunkeln Firmament abheben, bis an letzterm die Vorboten des aufgehenden Tagesgestirns verkünden, daß die Mächte der Finsternis besiegt.

Wohl das pompöseste Opferfest der Welt ist diese chinesische Sonnwendfeier. An seinen Riten haben die seit seinem Ursprung vergangenen Jahrtausende wenig geändert, wenn auch die inzwischen ent-

standenen Religionen einiges dazu gebracht haben. Bis in dieses Jahrhundert hinein ist die konfuzianische Lehre, „fest am Althergebrachten zu hängen", in dieser Beziehung treu befolgt worden. Doch als der große Umschwung kam im Reiche der Mitte, der gleich der französischen Revolution auch das religiöse Leben mit sich reißen wollte, da gab es keine Himmelsopfer mehr. Nun aber, da Juanschikai das Amt des Himmelsvermittlers übernommen, wird er auch die altehrwürdigen Bräuche wieder hervorgeholt haben. Sein Ehrgeiz, sein Streben nach der chinesischen Kaiserkrone haben über seine Aufgeklärtheit den Sieg davon getragen. Was er mit dem bedeutungsvollen, mit dem in einem großen Teile des Reiches Zwietracht säenden Schritt für einen Gefallen dem expansionslustigen Japan getan und was die Folgen davon für die ganze Ostasienpolitik und darüber hinaus werden können, wird die Zukunft lehren. Daß kürzlich Japans Diplomaten beauftragt worden, Juanschikai von der Thronbesteigung abzuraten, geschah wohl unter dem Drucke seiner Verbündeten, denen Unruhen in China nie so wenig gepaßt wie gerade zu jetziger Zeit.

Martha Burkhardt, Rapperswil.

Neue Schweizer Bücher (Prosa).

Es war einer unserer erfolgreichsten Schweizerdichter, der beim Ausbruch des Krieges einen eifersüchtigen Seufzer tat im Hinblick auf seine Kollegen jenseits der Grenze, denen sich auf einmal so grandiose Stoffgebiete auftaten. Er hätte sich seinen Seufzer füglich schenken können. Die Erfahrung hat bereits gezeigt, daß das Kriegserlebnis der Kunst nicht zum Heil ward. Es trägt in sich die Versuchung zu Aktualität, Sensation und Stimmungmacherei und den Fluch der ungeheuern, über das Maß von Vorstellung und Ausdruck hinausgehenden Tatsache. Das Zerstörungswerk hat seine eigene Sprache, und Worte kommen ihm nicht nach, am wenigsten Dichterworte, deren Seele die Form sucht. Das Formlose herrscht, wo alle Form zerbricht, und Seufzer und Schrei des Schlachtfeldes sagen soviel mehr als alle Schlachtfeldpoesie zusammen. Jetzt, wo die Wirklichkeit selbst grausam erfinderisch geworden ist, kann sie Erfindungskraft des Dichters entbehren, und auch der Deutung bedarf sie nimmer, wo sie so grausam deutlich spricht. Es ist deshalb nicht allein der Einmischung vieler Unberufenen zuzuschreiben, die die Sensation des Augenblicks erhaschen wollten, wenn es so unerfreulich um die gegenwärtige Kriegsliteratur steht; auch die scheinbar Berufenen versagen, und selbst ein so haarscharfer, mit dem feinsten Sinn für das Wirkliche und Wesentliche begabter Beobachter und psychologischer Analytiker, ein so sicherer Meister der knappen, unmittelbaren Darstellungskunst wie Alexander Castell ist in seinen Kriegsnovellen [1]) der Entgleisung ins romanhafte Arrangement nicht immer entgangen, so wenig wie seine deutschen Kollegen — der zartnervige, suggestive Kurt Münzer etwa — deren Kriegsdichtungen immer dort am besten sind, wo sie den Ereignissen der Zeit am fernsten stehen und sich der erdrückenden Konkurrenz jener gewaltigen Themen entziehen, welche die schlichte Zeitungsnotiz und der schwere Soldatenbrief geben und die weder Interpretation noch Variation ertragen. Der Dichter dieser Zeit wird erst erstehen, wenn das Furchtbare der Aktualität entronnen ist; denn Kunst ist Reife, und es ist wohl so, daß die überhitzte Stunde nur Fallobst zu treiben vermag. Auch die deutschen Verleger, von denen fast ein jeder zu einer Zeit meinte, den Roman des „großen Krieges" ankündigen zu müssen, haben herausgefunden, daß die Marke „Nicht im Banne der Kriegsereignisse" bereits zügig geworden ist, und so konnte der erfahrungsreiche deutsche Verlag J. C. Heers harmlosen, mit idyllischen Schweizerfarben dekorierten, mit derbfäustiger Schweizer Rustizität gewürzten, dem angenehm spannenden Unterhaltungsgenre zugehörigen Roman „Der lange Balthasar" [2]) gleich in zwanzigtausend Exemplaren hervorspringen lassen. Ob unserm Dichter über solchem Erfolg, der manchem seiner Kollegen jenseits der Grenze den Atem rauben würde, wohl nicht das Seufzen nach kriegerischen Stoffen vergangen ist?

Für unsere Schweizer Schriftsteller, insofern sie mit ihrer Dichtung daheim blieben und nicht wie Castell die fremden Schlachtfelder aufsuchten, war Versuchung und Gefahr der Stunde weniger groß, da die Grenzbesetzung mit ihrem mehr idyllischen Charakter ein leichter zu bewältigendes Stoffgebiet darstellt; aber es lastet auch auf diesem der Fluch der Aktualität,

[1]) „Der Kriegspilot", Novellen; „Der Tod in den Lüften", Novellen, dreizehntes und vierzehntes Bändchen in Langens Kriegsbüchern. München, Albert Langen Verlag, 1915.

[2]) Dorfroman. Stuttgart und Berlin, J. C. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1915.